

Dietrich Rauschtenberger  
TROMBECK

Unsere Bücher erhalten Sie  
im gutsortierten Buchhandel  
oder direkt beim Verlag  
[www.edition-phantasia.de](http://www.edition-phantasia.de)

Dietrich Rauschtenberger

# Trombeck



1. Auflage – Juni 2014

Copyright © 2014 by Dietrich Rauschtenberger  
Published by arrangement with the author

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle Rechte verfügt der Joachim Körber Verlag, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2014 bei Joachim Körber Verlag  
»kuk« ist ein Imprint des Joachim Körber Verlags

Umschlagbild: Cliff Roberts  
Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Joachim Körber  
Gesamtherstellung: CPI Moravia, Pohořelice

ISBN: 978-3-937897-55-4

[www.edition-phantasia.de](http://www.edition-phantasia.de)

## 1

Die Töne der Posaune fuhren zwischen die Besucher der Vernissage wie ein Schwarm mordgieriger Wespen. Notenbast schmatzte, fauchte, grunzte, blökte und furzte auf seinem Horn, stieß wilde Schreie und schmetternde Fanfarenstöße aus, schwang sich mit einer schwarzen Augenklappe und einem Messer zwischen den Zähnen an einem Tau durch die Galerie, grölte die Nationalhymne durch das Messing, beschimpfte die Zuhörer mit Flüchen, die er auf einem nordafrikanischen Basar erschachert hatte, stieß ihnen die Faust zwischen die Zähne, ließ seinen Schwanz sehen und versuchte, Frauen zu überreden, sich mit ihm auf die Bühnenbretter zu legen – alles musikalisch selbstverständlich – und wenn es richtig kochte, brüllte er nach der Feuerwehr, einen Schaumteppich zu legen, auf dem er bis in die innere Mongolei rutschen konnte. Geht denn nicht genug Luft durch das verdammte Horn? Sein Kopf wurde rot, die Adern traten hervor, sein Hals schwoll zu doppeltem Umfang an; das Publikum war fasziniert und wartete darauf, wann er mit einem Blutsturz von der Bühne kippen würde. Es gab missgünstige Kollegen, die behaupteten, diese Erwartung wäre für Viele der Hauptgrund, Notenbasts Konzerte überhaupt zu besuchen. Paul Trombeck meißelte den Zuhörern mit Salven von *rimshots* Risse in die Schädeldecke; seine Becken splitterten, er holte das Letzte aus seinem Schlagzeug heraus, mehr Druck konnte er nicht aufbauen. Frisco Schädlich riss an den Saiten seines Basses, wie an der Sehne eines Jagdbogens; seine Kraft hätte ausgereicht, einen Pfeil bis zum Mond zu schießen.

Mit einem Schlag, als hätten sie es arrangiert, brach die Musik ab. Trombeck warf sich über die Becken, um sie zu dämpfen. In die Stille, die nach dem Fortissimo wie eine Säule in der Zeit stand, kippte Peabody, der Pianist des Quintetts, einen Eimer mit Tischtennisbällen in den Flügel. Die Bälle rollten und hüpfen unsichtbar für die Zuschauer über die Saiten und entlockten dem Instrument bröckelige kleine Melodien; ein fitzeliges, metallisch klapperndes Band von Geräuschen verknüpfte sich mit Trombecks Fingerspielen auf dem Trommelfell. Notenbast war nahe am Mikrofon damit beschäftigt, allerhand Küchengeräte in den Becher der Posaune zu stecken. Frisco zirpte mit seinem Bass unterhalb des Stegs wie Zikaden in einer heißen Mittelmeernacht. Peabody ging zu einer hübschen, kleinen Melodie aus vier Tönen über, ein Kinderlied. Ab und zu wurden über dem Rand des Flügels die weißen Zelluloidkugeln sichtbar, die Peabodys Anschlag hochschleuderte. Die Kulturredakteurin der *Wuppertaler Zeitung* kritzelte eifrig in ihrem Notizbuch. Anderntags würde man kluge Sätze über die Visualisierung des Klavierspiels lesen können.

Am Rand der Bühne stand Richard Bürger und schraubte am Mundstück seines Tenorsaxofons. Der Leipziger schien nicht zu wissen, was er dazu sagen sollte, schließlich griff er zum Sopransaxofon und setzte dem Gefrickel ein Ende. Sein schalmeienartiger Ton und die Ganzton-Skala, die er wählte, gaben der Musik eine Wendung ins Archaische. Käsereiben, Mixereinsätze, Löffel, eine Knoblauchpresse, mit denen Notenbast den Ton seines Horns verfremdet hatte, fielen zu Boden und klapperten über die Bühne – es sah wie nach einem Terroranschlag auf eine Küche aus. Notenbast stieß die Küchengeräte mit den Füßen von der Bühne und unterlegte Bürgers Solo mit schartig-gratigen Posaumentönen, die klangen wie das Gebrüll prähistorischer Tiere. Frisco schuf den jagenden Puls, der die

Herde antrieb, ohne dass jemand hätte sagen können, wie er das machte. Trombecks *ride cymbal* und seine *snare drum* diskutierten die Funktion des Swing im klassischen Jazz. Dazwischen hämmerte Peabody Piano-Cluster wie aus dem Jazzfelsen gebrochene Klangbrocken. Die Kollektivimprovisation erinnerte an eine schizophrene New Orleans Brass Band mit der Vehemenz einer in Panik geratenen Büffelherde.

Mit höflichem Applaus zeigten die Gäste der Vernissage, wie erleichtert sie waren, dass die wilden Männer um den Posaunisten Hans Notenbast nicht gänzlich außer Kontrolle geraten waren und es glücklich geschafft hatten, zu einem Ende zu kommen. Harald Hanke, der Leiter des Wuppertaler Kulturamts, sprach einführende Worte und übermittelte die Grüße der Stadtverwaltung. Danach erklärte Professor Schildermann, der Kurator des Bergischen Kunstmuseums, die Kunst. Nachdem alles ausführlich beklatscht worden war, eröffnete Egon Staal, der Galerist, die Ausstellung und gab das Büfett frei.

Die Ausstellung der Elberfelder Galerie KUNST MIT GESICHT zeigte Bilder des Malers Frisco Schädlich. Derselbe Frisco Schädlich, der soeben mit dem Hans Notenbast Quintett seine Qualität als Bassist bewiesen hatte. Vor dem Frauenakt, den Doktor Schildermann als das wichtigste Bild der Ausstellung bezeichnet hatte, ballte sich eine Zuschauertraube. Menschen mit intellektuellen Köpfen, weißen Bärten und welken Gesichtern ergötzten die sich an Friscos nackten Frauen. Mit ungelinken Körpern drängten sie sich näher heran, vielleicht, um eine Ähnlichkeit mit einer bekannten Dame zu entdecken. Nackte Frauen mit großem Brüsten und ebensolchen Hintern waren Friscos Lieblingssujet. Eine hellhäutige Nackte hatte ihren Oberkörper tief auf die Glasscheibe gedrückt, die sie

von dem Abgrund trennte, der darunter in die Tiefe klappte. Sie hatte die Arme wie eine Sphinx vorgelagert, ihre Brüste quollen darüber, das Gesicht dem Betrachter zugewandt. Frisco hatte mittels raffinierter Perspektive einen Effekt erzielt, durch den der Betrachter alle Aspekte dieses Fabelwesens gleichzeitig erkennen konnte. Trombeck wusste, was für abstruse Stellungen Friscos Modelle unter dem kritischen Auge des Künstlers einnehmen mussten. Diesmal die Frau als kriechende Tigerin, das Hinterteil hoch emporgereckt – Friscos Lieblingspose –, sodass die rosigen Schleimhäute gutes Licht bekamen. Von der mit Kirschsafte und Sahne – oder war es Blut und Eiter? – übergesenen Tigerfrau stoben Taubenschwärme von der Konsistenz honigfarbener Insekten auf. Im Hintergrund ein palastartiges Bauwerk, in dessen Fenstern kleine, blaue Feuer flackerten. Aus der Leibeshöhle der Frau entwichen allerhand merkwürdige Gestalten, Lemuren und Schimären mit blasigen Begattungsorganen, aus denen grün schillernde Insektenkäfer ejakulierten.

Trombeck hatte genug gesehen. Er füllte zwei Teller mit Kartoffelsalat und Kanapees und ging damit hinüber zu Astrid.

»Mit Freejazz kannst du mich jagen«, hörte er gerade noch Frau Professor Schildermann über ihren vollen Teller hinweg zu ihrem Gatten sagen. Gleich gab Trombeck Frau Schildermanns vernichtendes Urteil über die Musik, die er gerade mit dem Notenbast Quintett dargeboten hatte, an Astrid weiter, die sich darüber nicht wunderte: »Ach, du weißt doch, was die Leute von Freejazz halten. Ich habe Egon gleich gesagt, dass es keine gute Idee ist, Notenbast einzuladen. Er hätte besser Dölfi Kampschulte spielen lassen.« Trombeck wechselte seinen Teller von der einen in die andere Hand, er suchte etwas in den Taschen seines brauen Cordjackets.

»Dass die Schildermann nicht auf Freejazz steht, wundert mich gar nicht«, sagte Astrid. »Was suchst du eigentlich?«

Er reichte ihr seinen Teller. »Halt mal eben. Ich hatte doch – ach, da ist sie ja.« Er zog eine Serviette heraus, wischte sich den Mund ab und nahm den Teller wieder an sich. »Wahrscheinlich hast du Recht«, pflichtete er ihr bei, »die meisten Menschen hassen Freejazz. Du ja auch ...« Sie wollte etwas entgegenen, aber er bremste sie aus: »Warum schlägst du sonst Dölfi Kampschulte vor? – Muss auch jeder selber wissen. Mir ist sowieso egal, was die Leute sagen, vor allem diejenigen, die sich einbilden«, mit einer Armbewegung umfasste er das Publikum der Vernissage, das in großen und kleinen Gruppen den weiten Ausstellungsraum füllte und laut schwatzend die Köstlichkeiten des Büfetts verzehrte, »sie könnten ihren schlechten Musikgeschmack dadurch überspielen, dass sie Freejazz scheiße finden.«

»Danke.« Astrid schüttelte ihre Locken, die sie seit kurzem mit Henna rot färbte. »Wenn ich Zeit habe, werde ich über diesen Satz mal gründlich nachdenken.«

Während er in der linken Hand den Teller balancierte, tätschelte er mit der rechten unauffällig ihren Hintern. Sein Gesicht zeigte das unschuldige Lächeln, das Viele glauben ließ, sie könnten ihn leicht um den Finger wickeln. Nicht so Astrid, die über die Jahre manche Kissenschlacht mit ihm ausgefochten hatte. Unter dem dünnen Stoff schimmerten bläulich ihre Brustwarzen. »Hübsche Bluse«, flüsterte er.

Sie unterhielten eine mehr oder weniger heimliche Beziehung, in deren Verlauf sie mehrmals davon gesprochen hatten, sich eine gemeinsame Wohnung zu suchen. Vom Heiraten war die Rede gewesen, aber sie liebten es beide, von Blüte zu Blüte zu flattern wie Schmetterlinge, auf deren bunt schimmernden Flügeln Sex geschrieben stand. Das ging so lange, bis Astrid Egon Staal heiratete. In mancher Hinsicht war die Heirat ein Fehler gewesen, das gab sie zu, nicht aber in finanzieller, denn mit den

Jahren hatte sie sich in Egons Imperium, zu dem nicht nur die Galerie, sondern auch eine Konzert-Agentur und verschiedene gastronomische Betriebe gehörten, eine Stellung erarbeitet, die ihr einen tiefen Einblick in seine vielfältigen, nicht immer sauberen Geschäfte verschaffte. Astrid war für Egon Staal unverzichtbar, weil sie zu viel wusste. Das war der Grund, warum er es ertrug, wenn sie mit einem Musiker abstürzte und in irgendeinem Hotelbett landete. Ganz abgesehen von der Langzeit-Affäre mit Trombeck.

»Sorry?!« Es war die hagere Journalistin, die sich während des Auftritts unablässig Notizen gemacht hatte. »Ich habe noch eine Frage, Herr Trombeck. Wie würden Sie die Musik bezeichnen, die wir gerade gehört haben?« Astrid zog eine Grimasse und entfernte sich. »Ich würde das als zeitgenössischen Jazz bezeichnen«, antwortete Trombeck.

»Wäre es falsch, die Musik als Freejazz zu bezeichnen?«

»Ich vermeide das Wort«, entgegnete Trombeck lächelnd.

»Warum?«

»Weil es ein überholter Begriff ist, der nichts aussagt.« *Und das Publikum abschreckt*, hätte er hinzufügen können. Die Journalistin notierte Trombecks Satz und fragte: »Die Gruppe ist als Notenbast Quintett angekündigt, aber besteht das nicht normalerweise aus New Yorker Musikern?«

»Was ist schon normal im Musikbusiness? Für diese relativ kleine Veranstaltung wäre es zu teuer geworden, Kollegen aus New York einzufliegen. Deshalb haben wir uns zu einer Fusion entschlossen. Was Sie heute gehört haben, war mein Trio, Spaceless, und ein Teil des Notenbast Quintetts.«

Die Journalistin zückte den Kugelschreiber. »Wie war noch der Name ihres Trios?« So war es meistens: außer ein paar unentwegten Freunden des Freejazz hatte niemand je von Spaceless gehört. Die Journalistin machte: »Hm-hm«, und schrieb

den Namen in ihren Block. Trombeck fühlte sich genötigt, wortreich zu erklären, dass viele glaubten, Musiker müssten eine feste Band haben, so wie Fußballspieler eine Mannschaft, am besten mit T-Shirts, auf denen der Bandname und der Sponsor stand, und sich Freitag abends zum Proben und Saufen treffen. »Vielleicht ist das ja bei Amateur-Bands so«, erläuterte er, »die sich in den Katakomben der Fabrik, wo ich meinen Proberaum habe, Freitag abends den Frust wegspielen. In der Profi-Szene sieht die Realität anders aus, vor allem bei Gruppen, die nicht von dauerhaftem Erfolg zusammengehalten werden.«

Danach war das Gespräch beendet, und die Journalistin verabschiedete sich. Das Publikum der Vernissage hatte sich verlaufen. Nur Egon stand noch an der improvisierten Bar; im Gespräch mit Frisco und einem dicken Mann, der mehr nach Geld als nach Kunst aussah. Die jungen Leute vom Catering-Service räumten auf. Die Musiker hatten ihre Instrumente eingepackt und die Bühne geräumt. Trombeck war in der komfortablen Lage, sein Schlagzeug erst am nächsten Tag abbauen zu müssen. Man beschloss, noch ins Café Weyerstall zu gehen, das traditionsreiche Lokal in Barmen, das zu einer angesagten Jazzkneipe geworden war, nachdem Egon Staal es übernommen hatte. Astrid verteilte die Kuverts mit der Gage an die Musiker. »Was hast du vor?« fragte Trombeck. Astrid winkte ab. »Ich muss hier noch helfen, und so. Vielleicht komme ich später nach.«

Die Unterscheidung zwischen Amateuren und Profis, also Hobby- und Berufsmusikern, war nicht so eindeutig, wie Trombeck es der Journalistin gegenüber behauptet hatte, bei ihm so wenig wie bei vielen Musikern, die sich semiprofessionell nannten. Es hatte Jahre gegeben, in denen er freier Mitarbeiter eines Verlags

gewesen war, der in seiner Freizeit Musik machte – wenigstens seiner Steuererklärung zufolge. Mit dem Trio Spaceless trat er vielleicht zehn Mal im Jahr auf, wenn es gut lief. Mehr Engagements hatte er mit Gruppen, die jedes Mal neu aus einem Pool von Musikerinnen und Musikern zusammentelefoniert wurden, wenn einer von ihnen oder Egon Staal, bei dem viele Fäden zusammenliefen, einen Gig akquiriert hatte. Die Größe dieser Telefon-Bands, die gerne »Projekte« genannt wurden, hing von der Gage ab. Es war lästig, das jemandem zu erklären, der sein Wissen über das Musik-Business nur aus den Schlagzeilen der Presse bezog. Und wer wollte schon hören, wie es abseits der Bühne aussah. Dass er von den Auftritten mit Spaceless nicht leben konnte, verschwieg er ebenso wie seine Nebentätigkeit für den Verlag, die ehrenwert war, aber mit Musik nur am Rande zu tun hatte. Viele Kollegen gaben Unterricht, aber das kam für ihn nicht in Frage. Er fand, junge Leute sollten lieber versuchen, wie weit sie ohne fremde Hilfe kämen.

Spaceless war ein Kind der sechziger Jahre, das ohne Notenbast nicht gezeugt und nicht geboren worden wäre, aber überlebt hatte es nur, weil Trombeck sich darum kümmerte. Mit dabei gewesen waren der Bassist Erwin Nelken, der wegen seiner platten Nase Boxer genannt wurde, und der Trompeter Eckard van Altena, der Van genannt wurde. An der Wiege von Spaceless hatte außerdem der Saxofonist Dölfi Kampschulte gestanden, Trombecks Schulfreund. Dölfis großes Vorbild war Charlie Parker. Mit Notenbasts freiem Konzept, von dem der Posaunist keinen Zentimeter abwich, konnte Dölfi nichts anfangen. Trombeck hatte sich lange nicht entscheiden können, ob er mit seinem alten Freund Dölfi Kampschulte Bebop spielen sollte, was er nicht konnte, oder mit Notenbast so ein freies Zeug, von dem kein Mensch glaubte, dass es Musik war. Als es zum Streit zwischen Dölfi und Notenbast kam, schlug sich

Trombeck auf Notenbasts Seite. Danach war seine Freundschaft mit Dölf Asche.

Spaceless sollte das neue Lebensgefühl der sechziger Jahre ausdrücken. Notenbast ging es darum, die Regeln, nach denen bis dahin Jazz gespielt werden musste, außer Kraft zu setzen. Zum Zeichen dafür zerlegte er während der Konzerte seine Posaune in ihre Einzelteile, und Trombeck schleppte allen möglichen Schrott auf die Bühne. Ein normales Schlagzeug passte nicht mehr zu dieser Musik. Sie praktizierten die totale Improvisation. Keine Melodie! Keine Harmonie! Kein Rhythmus! Das stimmte zwar nicht ganz, aber die Leute empfanden das so, weil sie die Musik des Trios nicht mitsingen konnten. Und sie konnten nicht mit dem Fuß dazu wippen.

Es dauerte nicht lange, bis es mit Notenbast Probleme gab. Van Alenas Trompetenspiel fand er schwach, Boxer Nelkens Performances lächerlich, und von Trombeck verlangte er, er sollte aufhören, herkömmliche Rhythmen und Metren zu spielen. Und der Name Spaceless gefiel ihm auch nicht. Kurz gesagt: er beanspruchte die Führung. Zum Bruch kam es, als Notenbast darauf bestand, den Trompeter Eckard van Altena rauszuschmeißen. Das kam für Trombeck überhaupt nicht in Frage. Zwischen ihm und Eckard van Altena war eine Freundschaft gewachsen, die von gegenseitigem Respekt getragen wurde. Van hatte spät angefangen, Trompete zu spielen, weil er erst mit zwanzig begriff, dass für ihn als Instrument nur die Trompete in Frage kam. Seine linke Hand war zum Ellbogen hin verkrümmt, die Finger steif. Eine Operation hatte das optisch korrigiert, viel brauchbarer war die Hand dadurch aber nicht geworden. Mit der guten Hand drückte er die Ventile, mit der schlechten stützte er die Trompete. Er übte täglich bis zu acht Stunden und vernachlässigte sein Jurastudium. Bald stand er mit Trombeck auf der Bühne, in einem afrikanischen Gewand,

behängt mit Ketten aus bunten Glasperlen, ein indianisches Amulett aus Hirschleder und Adlerfedern um den Hals, an den Stiefeln klingelnde Glöckchen.

Notenbast spürte Trombecks Widerstand, sich ihm und seinen musikalischen Ideen unterzuordnen, und zog sich von Spaceless zurück. Gleichzeitig wurde sein Name immer höher gehandelt, bekannte Musiker luden ihn ein. Seine Kritiker sprachen von *Musik kaputt*, aber das schien dem Zeitgeist zu entsprechen. Einige Kritiker begriffen, worauf Notenbast hinaus wollte, und ebneten ihm den Weg auf die großen Festivals. Dölf Kampschulte ärgerte sich maßlos und empfahl Notenbast, er sollte doch erst mal lernen, einen Blues zu spielen. Das änderte nichts an Notenbasts Erfolg. Er startete mit einer Gruppe von niederländischen und belgischen Musikern unter eigenem Namen eine Tournee und trat mit großem Erfolg bei Festivals in Amsterdam, London und Paris auf. Ganz allmählich avancierte der Posaunist zum Star des Freejazz. Sein neuer Trommler war ein New Yorker namens Aroon Hirshfelt. Für Trombeck blieben Auftritte übrig wie bei der Vernissage von Friscos Ausstellung. Trotzdem spann er seinen Faden weiter und schaffte es mit Egon Staals Hilfe, jedes Jahr eine Tournee für Spaceless zu organisieren.

Boxer Nelken wurde immer unzufriedener. Einfach nur Bass zu spielen, reichte ihm nicht. Er versuchte es mit skurrilen Solo-Performances, bei denen er eine endlos lange Stahlsaiten zwischen zwei Zweihundert-Liter Ölfässern spannte, von denen er eins als Resonanzkörper an einem Kirchturm und das andere auf dem Platz davor befestigt hatte. Darauf geigte er mit einem eigens dafür angefertigten Bogen. Er trommelte mit Badeschlappen auf die Öffnungen von Papprohren aus Teppichrollen. Aber was bei anderen als originell gefeiert worden wäre – bei Boxer wurde es belächelt. Er konnte machen,

was er wollte, man nahm ihn nicht ernst. Trotzdem meinte er, es wäre doch lächerlich, mit Spaceless noch dasselbe Zeug zu spielen wie vor zwanzig Jahren. Spaceless wäre ein mittelmäßiges Freejazz-Trio aus der Provinz, da sollte Trombeck sich nichts vormachen. Früher wären sie mal Anarchisten der Musik gewesen, Löwen ohne Furcht und Gnade – inzwischen wären sie zu improvisierenden Schafen mutiert, die auf dem Feld der angepassten Freiheit grasten. Worauf Trombeck ihm zu seiner Wortwahl gratulierte und ihn fragte, ob er die Kacke, die er ablieferte, für revolutionärer hielt. Sie gingen im Streit auseinander. Boxer kehrte Spaceless frustriert den Rücken, und nicht lange danach erlag er den Verlockungen der Rock-Musik. Van und Trombeck machten im Duo weiter und luden ab und zu Gastmusiker ein, bis Anfang der Achtziger Frisco Schädlich zu ihnen stieß.

Tournee war eine eher wohlwollende Bezeichnung für die sechs zeitlich weit auseinander liegenden, mehr oder weniger gut bezahlten Gigs, die sie im Zickzack durch die Bundesrepublik und bis nach Amsterdam scheuchten. Wie gewöhnlich hatten sie sich zu einer Probe verabredet, bevor sie starteten. Frisco bestand darauf, bei der Gelegenheit über die Zukunft des Trios zu sprechen. Neuerdings war es ein Problem, mit ihm Termine zu verabreden, weil er irgendwo nördlich von Oldenburg in der Wesermarsch eine alte Dorfschule gekauft hatte und sich wochenlang dort aufhielt, um sie zu renovieren.

Van fand sich als erster in dem Pförtnerhaus der ehemaligen Hahnschen Textilfabrik ein, in dem Trombeck seit ein paar Monaten wohnte. Mit einem schwarzen Leinenjackett über dem weißen T-Shirt und einer weiten, schwarzen Hose

war er schon auf Frühling eingestellt. An sein exotisches Outfit der frühen sechziger Jahre erinnerte nur die bunt bestickte, rundum mit Spiegelscherben besetzte afrikanische Lederkappe ohne Schirm, die er über seine weiße, aber beneidenswert dichte Althippie-Mähne gestülpt hatte. »Super-Wetter«, begrüßte er Trombeck, »ich hab keinen Bock auf Keller.«

»Und ich hab keinen Bock auf Krisensitzung.«

Van machte eine Gebärde, die Zustimmung und Resignation ausdrücken sollte. »Was willst du machen?« Er seufzte. »Können wir nicht aufs Dach?«

Trombeck hatte Verständnis für Vans Vorschlag. Es war Mai, die Sonne hatte schon Kraft, während in den feuchten Mauern seines Probekellers noch der Winter steckte. Er hatte seinem Vermieter, dem Fabrikanten Hahn, hoch und heilig schwören müssen, nie das Dach zu betreten. »Niemals, hören Sie, niemals!« hatte der Alte gesagt. »Die Pappe ist alt und brüchig. Wenn sie bricht, läuft mir das Wasser in die Halle und tropft auf die Maschinen.« Allerdings war die Textilfabrik seit Jahren geschlossen. Es gab keine Maschinen mehr, alles verkauft oder verschrottet. Hahn war seit Jahren nicht mehr auf dem Dach gewesen; er schaffte das nicht mehr, keine Kontrolle also, was Trombeck da oben trieb. Hahn war seit Wochen in Bad Salzflun zur Kur.

»Meinetwegen. Wir müssen aber auf Frisco warten, der findet uns sonst nicht.«

»Was will der alte Sachse denn?«

»Spaceless würde zu selten auftreten.«

»Darüber beschwert er sich doch jedes Mal.«

»Und er will unbedingt dieses Jahr auf dem Wuppertaler Jazz-Festival auftreten.«

»Wenn er öfter spielen will, darf er sich nicht im Moor verkriechen.« Van holte aus seinem Rucksack eine silbern glän-

zende, mit bunten Steinen besetzte Dose. »Ich bin gespannt, wie lange er es in der Einsamkeit aushält.«

»Ramona teilt die Einsamkeit mit ihm«, wusste Trombeck. »Er deutete am Telefon so was an.«

»Hat er sie endlich so weit? Und wie läuft sein Grafikgeschäft?« Van klappte die Dose auf und nahm eine Zigarettendrehmaschine, Tabak, Blättchen und einen Brösel Haschisch heraus. Trombeck hob die Schultern: »Keine Ahnung. – Willst du was trinken? Tee?« Van signalisierte Zustimmung und brachte eine DAT-Kassette zum Vorschein: »Ich hab die Aufnahme von Duisburg dabei. Können wir uns anhören, bis der Bassbube aufkreuzt.«

Trombeck verzog das Gesicht, schob die Kassette aber in das Gerät und drehte die Lautstärke hoch, damit er in der Küche mithören konnte, während er darauf wartete, dass das Wasser kochte. Die Musik füllte den Raum. Er dachte darüber nach, welch unterschiedliche Haltungen seine Kollegen der Musik gegenüber einnahmen. Van konnte ohne Musik nicht leben, verhielt sich aber wie ein verschmähter Liebhaber und kokettierte mit seiner Abneigung gegen den Kunstbetrieb. Sein Vater, der zu Lebzeiten überzeugt war, Musik wäre keine würdige Beschäftigung für einen Mann, hatte Van ein kleines Vermögen hinterlassen, das es ihm möglich machte, ein Leben ohne wirtschaftliche Sorgen zu führen. Im Unterschied zu vielen Musikern, mit denen Trombeck zu tun hatte, beschwerte er sich nicht ständig über den Mangel an Auftritten. Das war nicht nur bei Frisco ein Dauerthema. Und nicht nur in der Musikszene. Tänzerinnen wollten tanzen. Artisten jonglierend auf dem Drahtseil balancieren. Maler wollten ausstellen. Alle wollten sich und ihre Kunst zeigen. Und wenn es gelungen war, einen Gig zu akquirieren, war des Jammerns immer noch kein Ende, weil das Publikum ausblieb. Dann wurde nach Gründen geforscht, gern

mit Publikumsbeschimpfung. Boxer Nelken zum Beispiel: als er noch Freejazz gespielt hatte, regte er sich über das Publikum auf, weil die Banausen für horrenden Preise in die Glamour-Konzerte irgendwelcher Popstars strömten, anstatt auf öden Hinterhöfen in hässlichen Löchern die sperrigen Darbietungen verirrter Musikdarsteller zu genießen und sich dabei zu fühlen wie Teilnehmer an einer Verschwörung. Boxer zog die Konsequenzen und wechselte ins Lager der Popstars – aber nur um sich dort wieder mit der angeblichen Dummheit des Publikums konfrontiert zu sehen. Warum blieben die Stuhlreihen leer? Ja, warum nur? Das Wetter konnte zu schlecht sein. Oder zu gut. Oder irgendein Arsch hatte den falschen Wochentag gewählt. Freitag ist ungünstig, weil die Menschen erschöpft sind von der Woche. Am Samstag ist die Konkurrenz zu groß. Sonntag geht gar nicht, wegen *Tatort*, außer nachmittags in der Kirche, aber dahin kommt sowieso niemand. Montag geht gar nicht. Dienstag ist Fußballländerspiel. Mittwoch muss die Woche geteilt werden. Der beste Tag ist Donnerstag – nur dieses eine Mal ausnahmsweise nicht. Warum? Boxer wusste es nicht. Niemand hatte eine Antwort. Vielleicht wegen einer Erdbebenwarnung.

Trombeck hing zwei Teebeutel in die Kanne, übergoss sie mit kochendem Wasser, stellte die Teekanne und zwei Tassen auf ein Tablett und ging hinüber zu Van, der entspannt in dem grünen Sessel mit dem exotischen Blumenmuster lag. Er rauchte einen Joint, der Raum hing voller cannabisgesättigte Qualmwolken. »Ist ja nicht übel, was wir in Duisburg gespielt haben«, stellte er fest, »wenn wir mehr proben würden, wäre es wahrscheinlich noch besser.«

»Was willst du denn proben?« fragte Trombeck.

»Wir könnten zum Beispiel ein paar Themen in die Impros einbauen, damit die Leute was haben, woran sie sich festhalten können.«

»Ach, Van«, seufzte Trombeck, »das haben wir doch schon alles dutzendfach durchgekaut. Warum sollen wir proben, wo wir doch mit Spaceless sowieso nichts verdienen?«

»Da beißt sich die Katze eben in den Schwanz«, fand Van. »Würden wir proben, hätten wir vielleicht mehr Gigs.«

»Früher haben wir uns den Arsch abgeprobt und hatten trotzdem nicht mehr.«

»Man könnte meinen, du hättest keinen Spaß mehr an der Musik.«

»Wenn sie bezahlt wird, schon.«

Trombeck und Frisco spielten um ihr Leben. Vielleicht war es das, was Van nicht verstand. Es war sinnlos. Warten auf Frisco. Musik hören. Tee trinken. Er kam eine Stunde zu spät. Nach dem Begrüßungsritual aus Umarmungen und Schulterklopfen, flapsigen Sprüchen und Friscos Beschwerde über die Baustellen auf der A1 bei Osnabrück und Münster, stiegen sie über Metalltreppen und frei im Raum hängenden Leitern, vorbei an rostigen Zahnrädern und Drahtseilen, auf das Dach der Fabrik, wo Mauervorsprünge und Geländer überwunden werden mussten. Über ihnen ragten Schornsteine und Antennen auf, unter ihnen stürzten Lichtschächte in schwindelnde Tiefe. Drahtnetze schützten die Glasdächer der Maschinsäle vor verirrtten Steinen.

Trombeck genoss den Blick über die Dächer von Elberfeld, im Bauch den Kitzel der großen Höhe. Er stellte den Liegestuhl auf, den er aus dem Sperrmüll gerettet und im Treppenhäuschen untergebracht hatte. Van entfaltete eine Plastikplane aus Hahns Garage auf der empfindlichen Dachpappe und streckte sich darauf aus. Frisco setzte sich auf einen Hohlblockstein. Das progressive Arbeiter-Outfit des ostdeutschen Intellektuellen, in dem er anfangs aufgetreten war, hatte er mit der Zeit ablegt. Zur *Materialprüfung*, wie er seinen Bei-

trag zur Musik von Spaceless spöttisch nannte, trug er die Kleidung eines Mannes, der vorhat, die Wildnis zu erobern: Multifunktionsweste, Hosen mit abnehmbaren Beinen; selten sah man ihn ohne Sonnenbrille. Seitdem er mit Ramona zusammen war, hatte er den Bart gestutzt. Der Zustand seiner Gesichtsbehaarung wechselte zwischen unrasiert und icklass-mir-'n-Bart-wachsen, was ihm etwas Verwegenes gab. Er sah aus wie Heia Safari. Die Stoppelfrisur hatte er beibehalten, darauf trug er eine Kappe mit dem Logo einer Firma, die Bass-Saiten herstellte, obwohl ein Tropenhelm besser zu ihm gepasst hätte. Aber das war nur Vans unmaßgebliche Meinung. Im Moment war er damit beschäftigt, den Dreck unter seinen Fingernägeln mit einem Taschenmesser herauszupuhlen. Van hockte im Schneidersitz auf der Plane und brachte einen neuen Joint in Form. »Wenn du denkst, du bist alleine, mach dir deine Nägel reine«, witzelte Trombeck mit Blick auf Frisco. Der nahm einen Schluck aus der Bierflasche, die er mitgebracht hatte, und sagte: »Wir haben das Dach gedeckt.« Van tat einen tiefen Zug und bot den anderen den Joint an, während er den Rauch in der Lunge hielt. Trombeck lehnte ab, Frisco ebenfalls. Van stieß eine ansehnliche Qualmwolke aus: »Muss ja jeder selber wissen.«

Durch den Himmel knatterte ein vorläufig noch unsichtbares Flugobjekt. Sie reckten die Hälse. »Ein Hubschrauber«, stellte Van fest.

»Ach was.«

»Ein ferngelenkter Hubschrauber mit einer automatischen Kamera an Bord.«

»Schon besser.«

»Mit einem Computerprogramm, das verdächtige Verhaltensweisen scannt.«

Frisco ließ das Messer sinken. »Wieso verdächtig?«

»Könnt doch sein, die ham 'ne Kamera«, sagte Van mit Kinderaugen, »womit sie alles mit filmen, was gegen die Regeln verstößt.« Die Spiegelscherben an seinem Käppi reflektierten das Sonnenlicht.

»Dich auf keinen Fall.«

»Wieso nicht?«

»Du liegst faul in der Sonne und kiffst«, bemerkte Trombeck.  
»Das entspricht den Regeln absolut.«

»Hauptsache, er besitzt keine Sensoren für Rauschgift.« Frisco war Vans Kifferei ein Gräuel.

»Vielleicht haben sie einen Alkoholschnüffler an Bord.«

Das Spiel zwischen Frisco und Van: Säufer gegen Kiffer. Bei Frisco wechselten Phasen der Abstinenz mit solchen ab, in denen er viel zu viel trank und schnell aggressiv wurde. Van redete viel phantastisches Zeug, wenn er gekifft hatte, und das war meistens der Fall. Trombeck war immun gegen Drogen. Er trank, wenn ihm danach war, zog gelegentlich an einem von Vans Joints und rauchte eine Zigarette, ohne sich am nächsten Tag ein Päckchen kaufen zu müssen.

Der Hubschrauber knatterte weiter Richtung Nordosten. Trombeck wälzte sich aus dem maroden Liegestuhl und kroch über die knirschende Teerpappe zum Rand des Daches. Auf dem Bauch liegend, schaute er in den Abgrund; unter ihm flogen Tauben. »Von oben sieht es verdammt tief aus«, murmelte er.

»Kein Wunder«, erklärte Frisco, »von oben ist es tief, und von unten ist es hoch.«

»Ich mein, von oben sieht es tiefer aus, als von unten hoch.«

»Weil wir daran gewöhnt sind, von unten nach oben zu schauen.«

»Manchmal träume ich, dass ich auf einen Baum klettere, höher und höher, und wenn ich ganz oben bin, weiß ich nicht, wie ich wieder runterkommen soll«, sagte Trombeck.

»Du solltest beim Klettern auf der Karriereleiter ab und zu hinter dich schauen«, empfahl ihm Van.

Trombeck schaute in eine Straßenschlucht, durch die ein Fahrzeug nach dem anderen rollte. Der Gestank von Dieselabgasen stieg bis hier oben hin. Die Grünanlage an der Ecke war braun, den Bäumchen gingen die Blätter aus, noch grün und schon vertrocknet, ein Herbst im Frühling. An den Betonwänden des Parkhauses rankten immergrüne Hecken empor, eine wespenfarbene Schranke winkte Autos herein, die von der Dunkelheit verschluckt wurden, bis nur die Bremslichter noch zu sehen waren. Auf dem Asphalt waren große weiße Flecken, die an Schnee erinnerten.

»Nachts stehen unten Nutten«, sagte Trombeck. »Ist 'ne hübsche Asiatin dabei.«

»Vielleicht geht sie mal mit dir hoch, um sich aufzuwärmen«, meldete sich Frisco, »und du vögelst sie so doll, dass sie exklusiv für dich anschaffen geht und dir einen weißen Porsche mit roten Ledersitzen kauft.«

Van warf Trombeck einen vielsagenden Blick zu. »Jetzt wissen wir wenigstens, wie sein Traum vom westlichen Luxus aussieht.«

»Mein Schlagzeug passt doch gar nicht in einen Porsche.«

»Musik brauchst du dann nicht mehr. Durch die Kraft deiner Liebe wird sie anständig und bürgerlich. Ihr gründet eine Familie ...«

»Und verkauft den Porsche.«

»Bürgerlich *und* anständig? Ist das nicht ein bisschen viel verlangt?« fragte Frisco.

»Die können sich 'ne Gratisnummer zum Vergnügen gar nicht erlauben, die werden doch von ihren Zuhältern gnadenlos gehetzt«, wusste Trombeck.

»Sieh mal an. Er hat sich mit dem Gedanken schon beschäftigt.«

»Vielleicht wenss mal kalt und nass ist«, überlegte Van.

Trombeck hörte das erregte Gurren der Tauben auf einem Mauersims, sehen konnte er sie nicht. Ein Schreck durchfuhr ihn, und die Angst, er könnte in den Abgrund stürzen. Zurück in der Sicherheitszone seines Liegestuhls, fand er einen Apfel, biss hinein, schmeckte, dass das Obst faul war und warf ihn über den Rand des Daches. Van löschte die Kippe des Joints sorgfältig auf einem Ziegelbrocken. »Hoffentlich hat es nicht deine Asiatin erwischt.« Von der heißen Dachpappe stieg ein würziger Geruch auf. »Der alte Hahn darf auf keinen Fall erfahren, dass wir auf dem Dach waren«, sagte Trombeck. »Er hat Angst um seine Dachpappe.« Van machte eine Grimasse, die vielleicht ein Lächeln darstellen sollte. »Um die Dachpappe ging's meinem Opa auch. Weißt du noch, wie wir ihm aufs Dach gestiegen sind?«

»Oh ja«, erinnerte sich Trombeck, »es war streng verboten, auf das Dach der Bandwirkerei zu klettern.«

»Wie kommst du mit ihm aus?« fragte Frisco.

»Mit Vans Opa? Der ist tot.«

»Quatsch. Mit deinem Vermieter.«

»Hahn? Den seh ich kaum noch. Früher war er ständig überall auf dem Fabrikgelände unterwegs, aber seit die Fabrik geschlossen ist, macht er dauernd irgendeine Kur.«

»Er ist ein alter Nazi«, sagte Van.

»Ich rede mit ihm nicht über Politik.«

»Neulich hat mich einer gefragt, ob ich stolz wäre ein Deutscher zu sein«, berichtete Frisco.

»Und? Bist du?«

»Ich gestehe: bei der letzten Fußballweltmeisterschaft hatte ich schwere Anfälle von Nationalstolz.«

»Davon ist doch keiner frei.«

»Ich schon«, gab Van zu.